

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 228.

Donnerstag, 30. September.

1915.

(2. Fortsetzung.)

S. M. S. Grille!

(N. Druck verboten.)

Copyright 1915 by Carl Duncker, Berlin. *)

Roman von Otto Eister.

„Sollte deine Mama da nicht von einem geheimen Wunsch geleitet werden?“

„Wie meinst du das?“

„Na — er und du — ihr paßt doch sehr gut zusammen. . .“

Wera lachte lustig auf.

„Was du dir denkst!“ rief sie. „Der Reithofer und ich — wir sind ganz gute Freunde — aber weiter geht es nicht. Er denkt ja gar nicht daran, sich der Unbequemlichkeit einer Ehe auszusetzen. Und nun gar mich! — Ich bin ihm viel zu heischlich. . .“

„Aber, Wera. . .“

„Ja, wenn ich deine Gestalt und dein Gesicht besähe! Am letzten Sonntagabend, als wir Bridge spielten, hat er ja nur Augen für dich gehabt. Nimm dich in acht, Rätche, daß du dein Herz nicht verlierst.“

„Sei ohne Sorge“, entgegnete Rätche lachend, während ihre Wangen dennoch ein leises Rot überhauchte. „Ich komme hier doch gar nicht in Betracht.“

„Wer weiß . . . doch da fährt er schon in den Hof ein!“

Mit einer eleganten Wendung fuhr der Reithofer an der Kanne des Herrenhauses vor, sprang von dem Wagen und begrüßte die jungen Damen.

Ein Diener kam eilig herbei, in der Haustür erschien Frau von Haidbrink.

„Guten Morgen, Herr von Reithardt — wie schön, daß Sie kommen —“

Er küßte ihr die Hand.

„Wenn ich gewußt hätte, daß Sie meiner bedurften, wäre ich schon eher gekommen, gnädige Frau“, sagte er zuvorkommend.

„Sie kommen gerade recht zum zweiten Frühstück.“

„Das ich mit Dank annehme — ich wollte heute morgen einen Bock schießen, ist mir aber nicht gelungen . . . nun hab' ich allerdings einen schönen Hunger“ setzte er lachend hinzu.

„Also dann bitte ich — im Speisezimmer ist alles bereit. . .“

Bald sah man um den mit allerhand guten Sachen bedeckten Frühstückstisch.

Wie immer, wenn Reithardt zugegen war, zeigte sich die Baronin von der lebenswünderlichsten Seite ihres Wesens. Sie plauderte lebhaft und lachte sogar oft in jugendlicher Weise. Für ihren Gast war sie von der größten Aufmerksamkeit. Reithardt hatte sich sonst diese Lebenswürdigkeit der noch immer hübschen Frau gern gefallen lassen, aber heute schien er zerstreut und unaufmerksam; sein Blick schweifte oft zu Rätche hinüber, die sich mit Wera leise unterhielt, um die Baronin in ihrem Gespräch nicht zu stören. Rätche sah heute morgen aber

auch gar zu reizend aus; die frische Morgenluft, die Erregung des Tennisspiels hatten ihre sonst etwas blassen Wangen lebhaft gerötet und in ihren tiefblauen Augen einen Glanz hervongerufen, als spiegelte sich der sonnige, wolkenlose Firmament in ihnen. Sie sah so, daß das volle Sonnenlicht, das zur offenen Verandatur hereinströmte, sie mit goldenem Glanz umflutete. Ihr herrliches blondes Haar leuchtete wie eine goldene Krone auf; ihre feine Gestalt glich einem auf Goldgrund gemalten Bildnis. Sie mußte jedes Mannes Auge entzücken, und Reithardts Auge war gerade nicht verblödet.

„Sie scheinen von der Jagd doch etwas abgespannt zu sein“, sagte die Baronin nach einer Weile, da sie ihres Gastes Unaufmerksamkeit bemerkte. „Wir wollen deshalb unsere geschäftliche Angelegenheit auf ein anderes Mal verschieben.“

„Ich bitte um Verzeihung, Gnädigste“, entschuldigte sich Reithardt höflich, „wenn ich nicht ganz bei der Sache war. Ich dachte an etwas anderes — also was wollten Sie sagen, gnädige Frau? — Ich bin jetzt vollständig Ohr. . .“

Er nahm sich zusammen, er durfte sich dem Einfluß nicht so hingeben, den die Schönheit eines jungen Mädchens auf ihn ausüben wollte. Er war doch kein Jüngling mehr und hatte in seinem Leben genug schöne Frauen kennen gelernt, ohne sich in sie zu verlieben. Er war auch viel umworben worden, seiner Stellung, seines Reichthums, seiner männlich-schönen Erscheinung wegen, aber sein Herz hatte er nur einmal verloren — und das ward zu einer schweren Enttäuschung für seinen Stolz.

Jetzt stand er den Bemühungen um seine Gunst mit einem lächelnden Hochmut gegenüber; sie schmeichelten wohl seiner Eitelkeit — er brauchte ja nur zu wollen, und Frauengunst ward ihm im reichsten Maße zuteil. Aber stolz und hochmütig verschmähte er sie. Einmal hatte er leidenschaftlich geliebt — das war vorüber — jetzt schaute er davor zurück, sich die Fesseln einer Liebe oder gar einer Ehe aufzuerlegen. Dazu war noch immer Zeit!

„Wir wollen lieber in mein Zimmer gehen“, entgegnete Frau von Haidbrink, „wenn ich Sie wirklich bemühen darf. Die jungen Damen werden an unserem geschäftlichen Gespräch kaum ein Interesse nehmen.“

Sie erhob sich, auch die anderen standen auf.

„Komm, Rätche“, sagte Wera, den Arm um die Schultern der Freundin legend, „wir wollen in den Park. . .“

„Werde ich die Damen noch sehen, ehe ich fortahre?“ fragte Reithardt.

„Wie kann ich das wissen, Herr von Reithardt?“ fragte Wera lachend. „Wir laufen Ihnen jedenfalls nicht in den Weg. . .“

„Aber, Wera“, ermahnte die Baronin. . .

Reithardt war verlegt.

„So will ich mich gleich hier verabschieden“, sprach er kühl. „Ich werde Ihre Wege jedenfalls nicht kreuzen. . .“

*) Die Formel „Copyright by . . .“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberrecht verfallen und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

„Seien Sie nur nicht gleich so böse“, lachte Wera, „da — meine Hand — es war nicht so schlimm gemeint . . .“

Mit offener Gebärde reichte sie ihm die Hand. Er verbeugte sich mit steifer Höflichkeit.

„Gnädiges Fräulein sind sehr gut . . .“

Ein schelmisch-lächelnder Blick ihrer Augen traf ihn, dann nahm sie Rätchens Arm und zog die Freundin mit sich fort.

Nachdenklich sah Reithardt den beiden im Park entschwindenden Mädchengestalten nach.

„Wera ist wirklich ungezogen . . .“ sagte die Baronin. „Seit ihre Freundin hier ist, ist sie ganz ausgelassen geworden.“

„Fräulein Schuhmacher ist in der Tat eine reizende Erscheinung“, entgegnete er zerstreut.

Ertaunt sah die Baronin ihn an.

„Ach, ich bitte um Verzeihung . . . ja, Fräulein Wera behandelt mich schlecht . . . aber so sind diese jungen Damen von heute! Selbständig — individuell — eine Persönlichkeit für sich — wir Männer spielen in ihrem Leben und Denken kaum noch eine Rolle . . .“

„Nun, so schlimm dürfte es doch nicht sein“, meinte die Baronin lächelnd. „Das sollten Sie, lieber Freund, am besten wissen“, setzte sie mit leichter Koketterie hinzu.

„Ja“, sagte er höflich, „wenn alle Damen so wären, wie Sie, meine verehrte Freundin, dann gäb' es weniger alternde Junggesellen auf der Welt, wie ich z. B. einer bin. Aber sehen Sie nur einmal dieses Fräulein Schuhmacher an! Nicht einen Blick hat sie mir geschenkt!“

„Liegt Ihnen so viel daran?“ fragte die Baronin spöttisch.

„Ach, nein — das gerade nicht. Aber es fällt doch auf . . . man ist doch schließlich noch nicht soweit, um zum alten Eisen geworfen zu werden. — Doch lassen wir das! Sie wollten meinen Rat hören, Gnädigste?“

„Ja — doch Sie scheinen mir nicht in der Stimmung . . .“

„Aber ich bitte Sie! Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung — ich werde mich doch nicht durch zwei schöne Mädchenaugen beeinflussen lassen.“

„Also schön finden Sie die Augen von Fräulein Rätche Schuhmacher?“

„Ja — aber ein gräßlicher Name! Er riecht förmlich nach frischem Leder und Stiefelwachs.“

Die Baronin lachte.

„Jetzt zeigen Sie wenigstens Ihr wahres Gesicht“, sagte sie. „Und nun kommen Sie bitte in mein Zimmer. Ich habe da ein Angebot, über das ich gern Ihren Rat hören möchte . . .“

Als Reithardt nach einer halben Stunde fortfuhr, sah er sich vergeblich nach den beiden jungen Damen um. Als er jedoch an der Gasse, die den Park einfriedigte, vorüber fuhr, vernahm er ein leises Lachen, das wie Spott klang. Er wollte anhalten, doch dann zuckte über sein Gesicht ein ärgerlich-hochmütiger Zug, die Traufbänder erhielten einen Schlag mit der Peitsche, daß sie erschreckt über die ungewohnte Behandlung sich bäumten und im Galopp davonstürmen wollten. Doch gebändigt durch die kräftige Hand ihres Herrn stoben sie nur in raschem Trab dahin, unmutig die Köpfe schüttelnd.

Reithardt wandte sich nicht um, sonst hätte er die Gesichter zweier Mädchen sehen können, die ihm lachend nachschauten.

„Es war eigentlich nicht recht von uns“, sagte Rätche.

„Ach was“, meinte Wera achselzuckend, „es schadet nichts, wenn er sich mal ärgert. Sein Hochmut kann ganz gut einen kleinen Dämpfer vertragen.“

„Deine Mama wird jedoch mit uns unzufrieden sein.“

„Ja, die liebe Mama! Für die ist er ja das Ideal eines Mannes. Ich glaube, sie ist verliebt in ihn . . .“

„Das darfst du nicht sagen, Wera . . .“

„Weshalb nicht?“

„Ich denke mir, deine Mama hat ganz andere Pläne mit ihm . . .“

Wera lachte.

„Ja, ja, ich weiß, sie möchte ihn gern zum Schwieger-sohn haben. — Aber ich mag ihn nicht . . .“

„Er ist doch eine schöne, männliche Erscheinung . . .“

„So nimm du ihn doch“, scherzte Wera.

„Ich komme doch wohl kaum in Betracht, Wera“, entgegnete Rätche wie am Morgen aber diesmal ganz ernst.

„Na, na, wenn man die Blicke sieht, mit denen er dich verschlingt . . .“

„Ich bitte dich, Wera — laß das . . .“

Wera umarmte die Freundin.

„Verzeih“, bat sie. „Du hast recht, wir wollen uns durch den Herrn die Raune nicht verderben lassen.“

Arm in Arm schlenderten sie durch den Park, Wera lebhaft plaudernd, während Rätche in erstem Schweigen verharrte. Hatte sie recht gehandelt, der Einladung Weras Folge zu leisten? Oft glaubte sie zu fühlen, daß die Gesellschaft sie doch nicht ganz als zugehörig anerkannte. Es mochte an ihr selbst liegen, da sie in ihrem Stolz leicht verletzt war. In Radowitz wenigstens ließ man es nicht an liebenswürdigem Entgegenkommen fehlen, und namentlich Frau von Haidbrink hatte sie wahrhaft liebevoll in das Herz geschlossen. In Radowitz selbst, allein mit Frau von Haidbrink und Wera fühlte sich Rätche auch wohl und heimisch. Auch in den Familien der Umgegend war sie liebenswürdig aufgenommen, die älteren Damen waren sehr freundlich zu ihr, die Herren sogar von großer Liebenswürdigkeit, und nur einige der jüngeren Damen zeigten eine gewisse steife Zurückhaltung, die Rätche in ihrer Empfindlichkeit sehr wohl herausfühlte.

Diese Zurückhaltung wurde vielleicht ganz unbewußt und ohne jede Böswilligkeit ausgeübt; es war eben ein gesellschaftlich abgeschlossener Kreis, in den Rätche eingetreten war; man mußte sich erst gegenseitig gewöhnen, ehe man auf gleichem Fuß miteinander verkehrte. Selbst dem Domänenpächter, Oberamtmann Schmalhof, und dem schwerreichen Gutsbesitzer Brüggemann war es nicht leicht geworden, in diesem Kreis altäblicher Grundbesitzer gesellschaftlich festen Fuß zu fassen. Auf den landwirtschaftlichen Tagen in der Kreisstadt sah man mit ihnen an einem Tisch zusammen und zu den großen offiziellen Festen wurden sie selbstverständlich zugezogen, aber in den intimeren Zirkeln erschienen sie nur selten und bei einigen weniger eifrig denkenden Familien.

(Fortsetzung folgt.)



Es ist besser, durch Arbeit als durch Ross abgemüht zu werden.

Die sechzehnmonatige Irrfahrt des Polarforschers Stefansson.

Die amerikanischen Blätter brachten dieser Tage aus Ottawa die Nachricht von der Wiederauffindung des skandinavischen Polarforschers Vilhjalmur Stefansson, der als Leiter einer kanadischen Polarexpedition im Juli 1913 auf seinem Schiff „Karluk“ von Alaska abgefahren und im Herbst 1914 verschollen war und totgesagt wurde. Nunmehr veröffentlicht der Forscher im „Daily Chronicle“ eine Schilderung seiner Abenteuer, der wir die folgenden Einzelheiten entnehmen: „Als mein Dampfer „Karluk“ mit der Bemannung in den Eisgewässern abgetrieben worden war, während ich mit sieben meiner Begleiter verlassen an Land bei unserer Station zurückblieb, beschloß ich, auch unter diesen Umständen die Aufgaben meiner Expedition mit Hilfe meiner Schlitten nach Möglichkeit zu erfüllen. Als wir unsere schwierige Reise begannen, hatten wir 25 Schlittenhunde. Durch einen Schneesturm verlor ich bald zwei meiner besten Leute. Endlich begann unsere Wanderung über das gefrorene Gewässer; am 9. April waren wir bereits 50 Meilen vom Festland entfernt, waren aber nur wenig nordwärts gedungen, da die Stürme

uns parallel der Küste getrieben hatten. Da unsere Hunde überanstrengt waren und zwei unserer Schlitten für das raue Eis zu leicht gebaut waren, entschloß ich mich, drei Mann nach unserer Proviant- und Lagerbasis zurückzusenden. Nun bestand unsere Gesellschaft nur noch aus zwei Kameraden und mir, mit Proviant für Menschen und Hunde für einen Zeitraum von 40 Tagen. Außerdem hatten wir zwei Gewehre und 860 Patronen. Zwei Tage, nachdem die drei Begleiter uns verlassen hatten, mußten wir den heftigsten Sturm der ganzen Reise bestehen. Trotzdem das Geräusch des Eisbrechens gegen die Klippen sonst meilenweit zu hören ist, konnten wir in jener Nacht infolge der Windstärke nichts als das Pfeisen des Sturms vernehmen. In der Folge mußten wir viele Meilen über ganz dünnes Eis setzen. Wir waren nunmehr im Gebiet des ewigen Lichts. Das Tageslicht währte alle 24 Stunden, und da die Sonne zu wärmen begann, wäre dieses Eisgebiet ein oder zwei Wochen später wohl nicht mehr tragfähig gewesen. Unsere Arbeit aber hartete im Norden, und dort waren wir auch vor der Schmelzkraft der Sonne in Sicherheit. Unsere Vorräte gingen allmählich zu Ende, und am 15. Mai begannen wir bereits ernstlich Hunger zu verspüren. Unsere Hunde waren merklich abgemagert. Wir hielten an, um Seelöwen zu jagen. Ich rechnete aus, daß wir noch ungefähr 43 Tage brauchen würden, um das Banksland (die westlichste der arktisch-amerikanischen Inseln) zu erreichen. Während der folgenden Zeit hatten wir reichlich zu essen; wir erlegten eine Anzahl Varen und 40 Seelöwen. Am 24. Mai, 45 Meilen von der Küste der Banksinsel entfernt, gerieten wir in einen Orkan, der 12 Tage währte. Als wir lagerten, kamen die Varen, ohne auf das Bellen der Hunde und unsere Schüsse zu achten, direkt zu uns heran. Während der folgenden Zeit wurden wir durch den Wind gezwungen, 60 Meilen von unserer vorgesehenen Richtung abzugehen. Am Abend des 26. Juni erreichten wir die Banksinsel, 30 Meilen südlich vom Kap Alfred. Da ich, den von mir getroffenen Abmachungen gemäß, die Ankunft des Hilfschoners „Nordstern“ für Ende August erwartete, brachten wir den Sommer mit Jagden zu, wobei wir auch auf alle Fälle Wintervorräte ansammelten.

Aber der 1. September kam, und nichts war in Sicht. Wir bargen unser Trockenfleisch unter Steinen und wanderten südwärts. Am Kap Kellett fanden wir das Schiff „Mary Sachs“. Die Expedition der „Mary Sachs“ hatte angenommen, daß sie uns verzeihelt und dem Hungertod nahe auf Kap Kellett antreffen würde. Als sie uns aber nicht gefunden, hatten sie angenommen, wir seien tot. Außerdem hatte sich im letzten Sommer auch auf der Herschel-Insel die Nachricht von unserem angeblichen Tod verbreitet. Da es zu spät in der Jahreszeit war, um die „Mary Sachs“, die an Land gezogen war, wieder flott zu machen, setzten wir das Sammeln von Wintervorräten fort. Als der Winter nach vielen Querreisen vergangen war, entdeckten wir am 18. Juni ein neues Land im Nordwesten. Wir erreichten es in 78° nördlicher Breite und 117° westlicher Länge. Wir überblickten eine 100 Meilen lange Küstenlinie. 40 Meilen im Osten erblickten wir Berge bis zu einer Höhe von 2000 Fuß. Auch sonst handelt es sich um ein sehr gebirgiges Land, das nur an der Küste flach ist und dann ansteigt. Arktische Tiere waren in großen Mengen vorhanden mit Ausnahme von Varen. Da der Sommer schnell näher rückte, wandten wir uns am 22. Juni zurück. Wir folgten dann der Westküste der Melville-Insel, wanderten über die Merch-Bai und reisten quer durch die Banksinsel nach Kellett, wo wir am 8. August wohlbehalten ankamen. Am 11. August kam der Schoner „Polarbär“ an, den wir für unsere Zwecke mieteten.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Ein deutsches Kriegerdenkmal auf französischem Boden. Die Etappenkommandantur Raucourt hat als eine der ersten deutschen Militärbehörden den am 28. August 1914 in der Gegend von Raucourt-Mitrecourt gefallenen Helden ein Denkmal errichtet, das am Jahrestag des Gefechts in Gegenwart einer großen Zahl geladener Gäste und unter Teilnahme zahlreicher Offiziere, Ärzte, Krankenpfleger und Militärs aller Chargen enthüllt wurde. Auch die Kommandobehörden der Heimatsbezirke des 18. Armeekorps hatten Einladungen ergehen lassen und in zuvorkommendster Weise für die Bereit-

stellung eines Sonderzuges von Sedan aus gesorgt. Es war, so schreibt uns ein Mitarbeiter, ein anmutiges, buntes Bild, das sich dem Auge enthielt, als die Teilnehmer am Feste von allen Seiten zu Fuß und zu Wagen herbeiströmten, darunter recht viele Franzosen aus den umliegenden Ortschaften, ausnahmslos sauber und anständig gekleidet, worin die französische Landbevölkerung meist nicht besonders sorgfältig zu sein pflegt. Viele, recht viele kamen in Trauerkleidung, das war aber auch das einzige, das hier in Feindesland an den blutigen Ernst des Krieges gemahnte. Das Denkmal selbst liegt auf einer Anhöhe, die einen Blick über das Tal und die anschließenden Höhen gestattet. Es ist aus dort gewachsenem hellem Sandstein gefertigt in Form eines Obelisken auf zwei mächtigen Stufen. Ein Eisernes Kreuz krönt die Spitze und trägt die Inschrift: „In Dankbarkeit unseren Helden. 28. August 1914.“ Auf der rechten Seite befindet sich der heilige Wappenstein — waren es doch gerade die Hessen, die hier furchtbar bluten mußten —, auf der anderen Seite der preussische Adler. Ohne Aufwendung besonderer Mittel wurde das Denkmal in feierlicher Gestalt von Landsturmlieuten nach dem Entwurf des Darmstädter Bildhauers Hermann Scholl ausgeführt. Das Denkmal spricht nur von „unseren“ Helden. Das gilt in gleicher Weise für Deutsche und Franzosen, und so waren denn vom Etappenkommando auch die Maires der umliegenden französischen Orte geladen worden, die in Zylinder und schwarzem Rod an der Feier teilnahmen. Heller Sonnenschein leuchtete über der so schwer heimgesuchten Gegend, die aber äußerlich kaum noch etwas vom Kriege verriet. In reicher Frucht prangen die Obstbäume an den Straßen, deren Laub sich herbstlich zu färben beginnt. Die Feier begann mit einem vom Landsturmgefreiten Angibauer geleiteten und von seinem Kameraden Stannler komponierten Weiseliede, worauf eine warme, zu Herzen gehende Ansprache des Feldlazarettfarrers Richter folgte. Sie schloß mit dem Gelöbnis, daß das schlichte Denkmal als Bild deutscher Kraft und deutschen Willens mit seinem kreuzgeschnittenen Haupte der Verheißung Zeichen sein möge, daß auf die furchtbare Zeit des Schreckens und blutigen Ringens endlich der Tag der Erlösung und Veröhnung folgen möge. Es folgte der Vortrag des Liedes „Der deutsche Schwur“ durch einen Sängerkhor aus im Felde stehenden Mannschaften gebildet, worauf der Etappenkommandant in französischer Sprache eine Ansprache an die Maires richtete, in deren Namen der Maire von Raucourt dankte und versprach, das Denkmal in treuer Obhut zu nehmen. Der Kommandeur des 18. Armeekorps, Erzengel v. Schend, legte mit einem Hurra auf den Kaiser als erster einen Kranz am Denkmal nieder, die Deputationen der am Kampf beteiligten Regimenter folgten. Ein Ruststüd schloß die ernste würdige Feier. Am Denkmal legten dann Einwohner der umliegenden Orte, Deutsche und Franzosen hant durcheinander, ihre mitgebrachten Kranzspenden nieder und bewiesen so aufs neue, ein wie mächtiger Vermittler der Tod und das Andenken an die für ihr Vaterland Gefallenen ist. Eine schlichte, aber gewaltig erhebende Feier war es, die hier Freund und Feind vereinte, und wer das Glück hatte, dieser Feier beizuwohnen zu können, war tief ergriffen von der großen herrlichen Begeisterung und Kameradschaft, die diesen Krieg erfüllt wie noch nie einen anderen.

Die weiße Frau von Tirnovo. Auch Bulgarien hat in seinem Volksagentenkreise die eigentümliche Spuk- und Gespenstgestalt der „weißen Frau“; nur wandelt sie nicht wie ihre Doppelgängerinnen im grauen Schlosse an der Spree, in der Wiener Hofburg oder wie die „Dame blanche“ der alten Bourbonen durch die Königsschlösser, sondern sie treibt in einer 1290 von Jar Johann Arsen zu Ehren der 40 Märtyrer im Tirnovo erbauten Kirche ihr Wesen, die nach der türkischen Eroberung in ein Minaret umgewandelt wurde. Diese Moschee heißt „Ake Dschami“ und wurde im Jahre 1877 dem christlichen Gottesdienst zurückgegeben, blieb aber sonst bis auf den heutigen Tag in ihrem alten Zustand. Christen wie Mohammedaner sind davon überzeugt, daß hier übernatürliche Dinge vor sich gehen. An jenem Tage der 40 Märtyrer hat einst, wie Adolf Strauss in Offenpest in seinem großen Werke über die Bulgaren erzählt, um Mitternacht eine weißgekleidete Frau von unbeschreiblicher Schönheit mit goldenen Haaren in stummer Andacht lange vor dem Altar gebetet; dann habe sie die Lampe über dem Altar angezündet, sei durch die Kirche geirrt und habe sich zu neuen Gebeten auf die Knie geworfen, bis sich die Türen der Dschami von selbst öffneten und das Gespenst auf den Hof hinaustrat. Dort ward sofort „furcht-

bares Flügelschlagen, schreckliches Gelächter und Zähneknirschen hörbar, die Grabsteine schlugen aneinander, unheimlich rauschten die Wellen des nahen Flusses. Dies hielt nur kurze Zeit an; dann trat Totenstille ein. Nun trieb die weiße Frau allerhand Unwesen zwischen und in den Gräbern, wusch sich im Flusse, wobei ihr Goldhaar in unbeschreiblichem Glanze strahlte, und kehrte dann wieder in die Kirche zurück. Hier stieg sie ins Minaret hinauf, das sie dreimal umwandelte; dann blieb sie stehen und blickte starr und verloren auf das jenseits des Flusses gelegene Trepewic, wo einst die Krouge der alten bulgarischen Zarenkirchen gen Himmel ragten. Mit Eintritt der Morgendämmerung verschwand die weiße Frau und ward ein Jahr lang nicht gesehen. Erblickt sie ein Christ in der Morgenröte auf dem Minaret, so ist sie ihm eine himmlische Erscheinung, die ihm Glück verheißt und alles Übel von ihm nimmt, und Kranke warten nächstelang auf ihr Erscheinen, um ihr Siechtum los zu werden. Andere freilich, die nur aus Zeitvertreib und Abenteuerlust die weiße Frau belauschen wollen, kommen schlecht weg, denn allerhand bössartige Geister fallen über sie her, lähmen sie oder lassen sie gar erblinden. In neuerer Zeit, etwa zu Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wurde ein sonderbarer Vorfall auf das Konto der weißen Frau von Tirnovo gesetzt, dem nach Strauss eine historische Tatsache zugrunde liegen soll. Der Metropolit von Tirnovo schickte Dionysius zu dem Scheit, der die Aufsicht über die Dschami führte, um nach den aufgefundenen Überresten des Hilarion Meglinski, nach einem aufgefundenen goldenen Kreuz und einer Krone zu forschen und bei dieser Gelegenheit festzustellen, ob sich in der Kirche nicht noch vergrabene Schätze befänden. Der Abgesandte, ein furchtsamer Mann, betrat zitternd das Heiligtum, bestellte seinen Auftrag und ward vom Scheit zu Tische geladen. Als er aber den Heimweg antrat und sich auf dem Hofe der Kirche befand, schrie er plötzlich laut auf und lief, mit den Händen um sich schlagend und sinnlose Worte murmelnd, wie ein Wahnsinniger durch die Gassen. Die Mohammedaner erzählen, der Scheit habe ihn vergiftet, damit er von den dort verborgenen Schätzen nichts berichten könne; andere aber wollen wissen, daß die weiße Frau ihre Hand im Spiele hatte. Jedenfalls bildet diese bulgarische Fassung der Sage von der weißen Frau eine merkwürdige Ergänzung zu ihrem Sagenkreise.

Petersburger Stimmungsbild. Vor kurzer Zeit noch galt die Niewa-Residenz als die sorgloseste Stadt des russischen Reiches in der Kriegszeit. Die meisten Theater und alle Ringeltangel erfreuten sich eines starken Besuches und — die Hauptstadt amüsierte sich! Nur ab und zu wurde die Gesellschaft von einem Nervenschauer ergriffen, der jedoch auch keine große Beunruhigung auslöste, weil man sich sagte: „Die Petersburger sind immer hysterisch!“ Raum war jedoch die Vertagung der Reichsduma zur öffentlichen Kenntnis gelangt, so wandelte sich die Stimmung, wie wir aus den russischen Pressestimmen erkennen, ganz auffallend. Ungeachtet der grundsätzlichen Konflikte zwischen dem Parlament und der Regierung waren alle doch von der Zuversicht durchdrungen, daß die Stimmen des Volkes zu Gehör gelangen und sämtliche Dringlichkeitsfragen allmählich einer Lösung näher kommen werden. Nachdem der Laurische Palast aber der Verödung preisgegeben ist, stehen alle Kreise ohne Unterschied täglich vor einer Reihe banger Fragen. Wie kann die Teuerung bekämpft, der Transport beschleunigt werden? Wer wird sich jetzt ernstlich um eine rasche Beschaffung von Kriegsmaterial kümmern? Wer wird für die staatswirtschaftliche Kontrolle sorgen, auf deren Mangel die schweren Niederlagen zurückgeführt werden? Eine der brennendsten Fragen ist aber vor allem die, was aus den unglücklichen Flüchtlingen werden soll. Ihr Schicksal, d. h. das Schicksal von 4 000 000 Menschen, ist so bejammernswert, daß die Phantasie sich alle damit verbundenen Nöte und Schrecken garnicht ausmalen kann, und doch gehen diese Opfer des Krieges noch härteren Prüfungen entgegen mit dem bereits eintretenden Winter! Außerdem stellen die Flüchtlinge auch eine Gefahr für die anderen Bewohner dar. Moskau z. B. steht augenblicklich unter dem schärfsten Druck einer Überfüllung durch Flüchtlinge aus Kasan, Saratow, aus Nischnij Nowgorod usw. Es gibt dort keine Wohnungen mehr, keine Zimmer in Hotels und Pensionaten. Selbst die Bahnhofsräume sind besetzt von Menschen oder von Gepäc, das sich bis zur Decke aufstürmt. In Petersburg sollen vorsichtshalber „Woh-

nungsarten“ von nun an eingeführt werden, aber die Praxis lehrte in Moskau, daß diese Maßnahmen auch nicht viel helfen bei dem vorhandenen Vestedungssystem. Eine tiefe Enttäuschung löst ferner die Frage aus: „Sollen wirklich alle Reformpläne wieder im Sand verlaufen?“ Es gibt freilich keine Gruppe von Leuten, die ärgerlich die ganze Reichsduma verwünschen und gerade so wie Graf Witte denken, der bei der Reform vom 17. Oktober ausrief: „Wer konnte das ahnen! Wäre der verfluchte Japankrieg nicht gekommen, so hätte Rußland vom Absolutismus das alles und vielleicht noch mehr haben können, was es von der Konstitution erwartet! ...“ Diese Gruppe versucht sich damit zu trösten, daß das Programm des fortschrittlichen Parlamentsblocks auch von der gegenwärtigen Regierung durchgeführt werden könnte, wenn sie von der Gesellschaft unterstützt würde. Im ganzen nimmt die Niedergeschlagenheit aber in Petersburg mit jedem Tage zu, und sie wird noch gefördert durch das Vorgehen der Behörden, die anscheinend nichts Wichtigeres jetzt zu tun haben, als Hausfuchungen und Verhaftungen von intelligenten Personen vorzunehmen. Wie eine Epidemie verbreitet sich diese Verfolgungswut auch auf die Provinz, und Leute, die irgendwie dem politischen Leben näher oder ferner standen, sind ihrer Hausruhe und ihrer Freiheit buchstäblich nicht mehr sicher. Die genauferne russische Residenz, die bislang alle Schrecken des Krieges am besten überwand, hat sich plötzlich in ein Thermometer der politischen Krisis verwandelt, und wenn man früher noch behaupten konnte, der Krieg sei in den russischen Hauptstädten populär, so fragt jetzt jeder kummervolle Blick: „Wozu noch weiter bluten, um zu verlieren!“

Betten aus Zeitungspapier. Der Krieg hat schon so manchen guten Gedanken entstehen lassen, auf den man im Frieden nie gekommen wäre. Es ist eine Großtat deutschen Wesens, daß an seiner praktischen Anpassungsfähigkeit und nie versagender Erfindungsgabe alle schändlichen Pläne unserer Feinde zerschellten. Das ist im Kleinen so wie im Großen. Das Neueste in dieser Hinsicht sind „Betten aus Zeitungspapier“. Freilich, nicht um weiche Daunnen für verwöhnte Reiche handelt es sich dabei, sondern um einen Ersatz für den notwendigen Bestandteil des Soldatenbettes: das Stroh. Wo Stroh fehlte, hat man sich bisher, um den müden Gliedern unserer Krieger eine halbwegs weiche Lagerstatt zu bieten, mit Holzwolle beholfen; aber auch diese ist nicht immer zu haben und tut anderwärts gute Dienste. In der nächsten Zeit wird nun das Stroh weniger reichlich als bisher zur Verfügung stehen. Wir haben eine verhältnismäßig stroharme Ernte gehabt. Der Roggen stand nicht hoch, und die Gerste gibt noch weniger an Stroh aus. Was da ist, wird zum größten Teil als Futter Verwendung finden. Nun heißt es, sich beizeiten nach einem guten, gesunden und in großer Masse vorhandenen Ersatz umzusehen, damit die Bettfäden unserer Soldaten nicht immer magerer und dünner werden und schließlich an Schwindsucht ganz dahinsinken. Und da bietet sich als ganz vorzüglicher Ersatz ein von uns trotz aller im Krieg erlernten Sparsamkeit noch nicht genügend gewürdigtes Hilfsmittel dar: das Zeitungspapier. Die Engländer haben den praktischen Wert dieser gewaltigen Menge mit Druckererschwärze bedeckter Blätter, die wir achlos beiseite werfen, schon lange erkannt. An der Spitze vieler englischer Zeitungen liest man die dringende Aufforderung, das Papier sorgfältig aufzuheben und da und dort abzuliefern. Das gleiche soll nun auch bei uns geschehen, damit unsere Soldaten in diesem Winter weicher gebettet werden können. Durch eine kriegsministerielle Verfügung ist, wie wir hören, die Anregung gegeben, alles Zeitungspapier, soweit es in den Haushaltungen entbehrlich ist, zu sammeln und den Garnisonverwaltungen der einzelnen Städte und Bezirke zu übergeben. Das Zeitungspapier dient kann, in Schnitzel zerschnitten, als Ersatz für Lagerstroh; mit den Schnitzeln werden die Bettfäden gestopft. Unsere Krieger erhalten dadurch eine weniger harte und vor allem gesunde Lagerstätte, denn das lästige Ungeziefer, das im Stroh gern Unterschlupf sucht, meidet ja glücklicherweise das Papier. Also! Ihr Hausfrauen und alle, die ihr ein warmes Herz für unsere Soldaten habt, hebt jedes Stüchchen Zeitungspapier auf und liefert es an den Garnisonverwaltungen ab! Ihr helft dadurch mit, daß unsere Krieger nach den Mühen und Anstrengungen des Tages eine hygienisch einwandfreie und gute Lagerstatt finden, um auszuruhen und neue Kräfte für die heilige Sache des Vaterlandes zu sammeln!